

Johannes nimmt ein neues Papyrusblatt von seinem Stapel, der Stift aus Schilfrohr kratzt darüber, als er schreibt. „Und dann?“

Maria zögert, schaut ihn an. „Mein Sohn, warum tust du das alles? Warum jetzt?“

„Weil wir alle älter werden, und unsere Erinnerungen ...“

„Ich meine, warum jetzt, während der Schiwa?“

„Weil alle versammelt sind. Ich will ihre Erinnerungen festhalten, damit ...“

„Du solltest trauern. Um den großen Jakobus.“

Johannes weicht ihrem Blick aus. „Das wird auch noch anderen von uns passieren. Und wer weiß, wann ich die anderen wiedersehe, und ob überhaupt? Ich habe es nicht eilig und will ja kein ganzes Buch schreiben, aber ich möchte alles Geschehene festhalten, solange wir, die es miterlebt haben, noch zusammen sind.“

„Will Matthäus nicht auch etwas schreiben?“

„Er schreibt nur auf, was er auch gesehen hat oder was Jesus ihm persönlich erzählt hat. Aber ich habe Dinge erlebt, die Matthäus nicht erlebt hat. Ich war einer seiner engsten Vertrauten. Er hat mich geliebt.“

„Er hat euch alle geliebt.“ Sie lächelt. „Du hast nur öfter das Bedürfnis, darüber zu reden, als die anderen.“

Das kann Johannes nicht abstreiten.

„Das, was ich erlebt habe, behalte ich lieber in meinem Herzen“, seufzt Maria etwas wehmütig, und Johannes schreibt sogar das auf. „Wenn man alles, was Jesus getan hat, aufschreiben wollte, gäbe es auf der Welt nicht genügend Platz für die Bücher, die geschrieben werden müssten.“

Verwundert schaut Johannes sie an. „Hm. Eine Art Absicherungserklärung vorab. Das ist gut. Das halte ich fest. Verstehst du, Mutter, wenn ich das alles nicht aufschreibe, geht es für die Nachwelt verloren. Jakobus würde mir ganz bestimmt zustimmen.“

Sie schweigt wieder. „Womit willst du anfangen?“, fragt sie schließlich.

„Mit dem Anfang natürlich. Ich bin nur nicht sicher, mit welchem.“

„Seiner Geburt?“, fragt sie.

„Noch früher.“

„Seinen Vorfahren?“

„Das wird sicherlich Matthäus übernehmen.“

„Wie wäre es mit den Prophezeiungen? Der Verheißung an Abraham?“

Johannes nickt. „Ich dachte tatsächlich an Abraham. Aber auch davor ist noch so vieles geschehen.“

„Was war vor Abraham?“

„Noah.“

„Und vor Noah?“

„Der Garten.“

„Dann fang doch mit dem Garten an“, schlägt sie vor.

„Aber die Menschen sollen wissen, dass er so viel mehr war als das, was wir erfassen können. Was war vor dem Garten? ,Denn am Anfang war die Erde noch formlos und leer ...‘“

Ein Donnerrollen lässt Johannes aufschrecken. Er schaut aus dem Fenster. „Wenn ich den Donner höre, muss ich an euch beide denken“, bemerkt Maria. Jesus hatte Johannes und seinen Bruder gern „die Donnersöhne“ genannt.

Johannes schüttelt den Kopf. „Unglaublich, was er alles in Kauf genommen hat. Und wenn die Menschen sich nicht mehr an den Klang seiner Stimme erinnern, gibt es nur noch Worte.“

„Er sagte, es sind nicht nur Worte, weißt du noch?“, erwidert Maria. „Himmel und Erde werden vergehen‘ ...“

„Aber meine Worte werden niemals vergehen.“

„Sie sind ewig“, fügt sie hinzu.

Ein weiterer Donner rollt, und Maria erhebt sich langsam. „Dir fällt schon was ein.“ Sie geht um den Tisch herum und massiert seine Schultern. „Aber lass dir Zeit.“ Sie drückt ihm einen Kuss auf den Hinterkopf. „Ich gehe schlafen.“

Und während Johannes noch aus dem Fenster schaut, holen die anderen ihre Umhänge. Die Last des Tages und die Erinnerung an seinen Bruder sind beinahe mehr, als er ertragen kann. Wortlos umarmt er die Freunde und nickt.

Nachdem der Raum sich geleert hat, setzt Johannes sich wieder vor seine Papyrusseiten. Und plötzlich ist er wieder im verachteten Samaria, ausgerechnet! Auf einem steinigen Acker folgt er den Fußspuren seines Bruders. Ein dickes Seil ist um seine Taille gebunden, und er müht er sich mit einem mit Steinen beladenen Karren ab, dessen Räder mit langen Spitzen versehen sind, um die Erde aufzubrechen.

Kapitel 2

VERLOREN

Samaria, 13 Jahre früher

Jeder Schritt ist eine Qual. In der erbarmungslosen Sonne sind die Tuniken von Johannes und Jakobus mittlerweile von Schweiß getränkt. Warum sind sie überhaupt hier und beackern dieses mit Unkraut überwucherte Stück Land, das wer-weiß-wem gehört und sich gegen alle ihre Bemühungen zur Wehr zu setzen scheint? Einerseits empfindet es Johannes als eine Ehre, denn schließlich hat Jesus selbst ihn mit dieser rätselhaften Aufgabe betraut. Andererseits kann er immer noch nicht verstehen, warum sich der Meister überhaupt noch in diesem gottverlassenen Gebiet aufhält – einer Gegend, die die Juden seit Generationen verabscheuen. Alle hatten Jesus gewarnt, ihn hinterfragt und ihm geraten, um Samaria einen großen Bogen zu machen.

Johannes ist selbst erstaunt über seine Gedanken. Seit er sich entschlossen hat, dem Rabbi zu folgen, haben sich seinem Denken neue Horizonte erschlossen. Er schüttelt den Kopf, dass er dieses Gebiet gottverlassen genannt hat. *Das stimmt ja nicht mehr, oder?*, korrigiert er sich. Denn wenn Jesus der ist, für den er und die anderen ihn halten, dann ist der Messias gekommen. Dann hat der Göttliche etwas im Sinn, sogar mit einem Ort wie diesem. Und wie gewöhnlich wird Jesus sie irgendwann darüber aufklären.

Doch für den Augenblick trottet Johannes erst einmal hinter seinem Bruder Jakobus über den Acker. Der zieht den mit einem großen Stein beschwerten Pflug und zwingt ihn in den Boden. Und so gern Johannes weiter seinen Gedanken nachhängen würde – Gedanken von der Art, wie Jesus sie in ihm wachgerufen hat –, ist doch alles, woran er denken kann, wo er jetzt lieber wäre: überall, nur nicht hier. „Ich würde jetzt lieber nach einem langen Wochenende auf dem See den Frachtraum sauber machen!“

„Ihh!“, erwidert Jakobus. „Du würdest einen Monat lang stinken. Ich würde lieber jedes Loch in Vaters Segeln flicken.“

Johannes lacht. „Und dir dabei vermutlich die eigenen Hände zusammennähen.“ Er beugt sich hinunter, um Steine aufzusammeln und auf die Wiese hinter dem schmalen Stück Land zu schleudern, das sie in der vergangenen Stunde gepflügt haben. „Ich würde lieber mit einem Schwertfisch kämpfen.“

Jakobus legt den unhandlichen Pflug ab und wirft ein paar Steine zur Seite. „Du würdest zu ihm ins Wasser steigen?“

„Ich meinte, an einem Angelhaken. Aber ich würde ihn mit bloßen Händen aus dem Wasser ziehen, wenn ich dafür diese Leute nicht mehr sehen müsste.“

„Du weißt schon, warum der Schwertfisch so heißt, oder? Er hat ein Schwert im Gesicht“, bemerkt der große Jakobus. Beide bücken sich, um Samen in den Boden zu legen.

„Wir haben Glück gehabt, Bruder.“ Johannes lacht. „Weil wir das Feld bestellen dürfen, während die anderen versuchen, mit dem Rabbi in Sychar mitzuhalten.“

„Das war kein Glück“, erwidert Jakobus ernst. „Er hat uns ausgewählt. Steckst du den Samen zwei Daumen tief in die Erde?“

„Ja, ja, und die Reihen drei Handbreit auseinander.“ Johannes richtet sich auf. „Warum hat er uns wohl für diese Arbeit ausgewählt?“

Nachdenklich mustert Jakobus seinen Bruder. „Wir leisten gute Arbeit. Und er weiß ganz genau, dass wir keine Samariter mögen.“

„Johannes überlegt.“ „Vielleicht mag Jesus uns ganz besonders.“

Jakobus lächelt. „Ja, das wird es sein.“

Johannes bemüht sich um einen belanglosen Tonfall, aber er meint es ernst. „Warum, glaubst du, mag er mich am liebsten?“

„Aus denselben Gründen wie ich, mein Lieber. Du bist keine Gefahr für irgendwen, weder körperlich noch geistig.“

„Ah, danke, Bruder ... Moment mal ...“

„Mich würde interessieren, für wen wir das hier einsäen. Jesus hat gesagt, davon würden Generationen satt.“

„Reisende vielleicht“, vermutet Johannes. „Menschen wie wir, die auf der Durchreise sind.“ Er wiederholt, was Jesus gesagt hat: „Gastfreundschaft ist nicht nur etwas für die, die ein Zuhause haben.“

Jakobus kann ein Lächeln nicht unterdrücken. „Kündige bloß nicht deinen Job für heute.“

„Leider zu spät.“

„Ha! Ja, für mich auch. Komm schon, weiter geht's. Ich will schließlich diese Arbeit behalten.“

Sie nehmen ihre mühsame Tätigkeit wieder auf. „Da unterhalte ich mich lieber eine ganze Minute lang mit Matthäus.“

„Und ich höre mir lieber Andreas' Witze an.“

•••

Thomas, seine Freundin Ramah, die Winzerin, und ihr Vater Kafni gelangen an eine Weggabelung im ländlichen Samaria und bleiben stehen. Sie sind zu Fuß unterwegs,

Kafni führt einen schwer beladenen Esel am Zügel. Ramah vertieft sich in die Karte. „Sychar liegt auf der anderen Seite des Ebal“, erklärt sie.

Sie diskutieren, welchen Weg sie am besten nehmen. Thomas ist der Meinung, sie sollten sich nach Süden halten, „denn wenn wir weiter nach Westen gehen, dann stoßen wir auf Sebaste, und das ist eine feindliche Stadt.“

„Der schnellste Weg führt zwischen dem Gerizim und dem Ebal hindurch“, versichert Kafni.

„Und der gefährlichste“, wendet Thomas ein.

„Wir umgehen die Städte“, schlägt Ramah vor.

Thomas lächelt. „Auf den Straßen kannst du den Städten nicht ausweichen. Deswegen gibt es die Straßen ja, sie verbinden Städte.“

„Du wirst meine Tochter ganz bestimmt nicht durch die Wildnis zerren.“

„Kafni, ich habe dir mein Wort gegeben, dass ich Ramah beschützen werde.“

„Kannst du dich denn selbst beschützen?“

Thomas seufzt. Wie soll er das formulieren? „Bei allem Respekt ...“

„Ihr wollt nach Samaria gehen“, sagt der alte Mann, „und eine Gruppe Männer suchen, die ihr nicht einmal kennt.“

„Eine Frau ist auch dabei“, wirft Ramah ein.

„Eine Frau, die mit Männern herumzieht. Widerspruch mir nicht, Mädchen. Das ist reiner Wahnsinn.“

Thomas wirft Ramah einen langen Blick zu. Sie deutet auf eine Gruppe anderer Reisender. „Vielleicht kennen sie den Weg.“

„Shalom!“, ruft Thomas.

Zwei Jungen kommen näher. „He, was fällt dir ein, unsere Mutter anzusprechen, Jude!“, fährt einer der beiden ihn an.

Die drei wollen keinen Ärger und ziehen weiter.

•••

Spät am folgenden Morgen

In einer Herberge am Marktplatz von Sychar hat Simon Neuigkeiten für Andreas, den kleinen Jakobus, Maria aus Magdala und Matthäus. „Thaddäus hat schon fünfzig Leute gezählt, und es kommen immer mehr. Ist Jesus so weit?“

„Er ist noch in seiner Kammer“, erwidert Andreas.

„Er brauchte einen Moment für sich“, ergänzt Maria.

Simon schüttelt den Kopf. „Ja, aber die Leute wollen mehr hören.“

„Er spricht seit Sonnenaufgang zu den Menschen“, wendet Jakobus der Kleinere ein. „Er brauchte eine Pause.“